

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 9

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

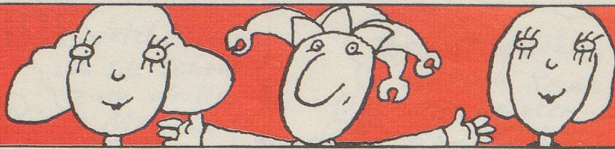
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Ausverkauft

Papierbahnen vor den Fenstern. Die Tür im gesperrten Schloss. Der Laden dicht. Meine Boutique ist zu. Die Quelle, die mir Jeans lieferte, versiegt. Plötzlich, Ende 1982, hingen Plakate in sämtlichen Vitrinen: «Die Bombe des Jahres – Lagerliquidation!» Ich trat nahe an schwarze Schriftzeichen heran. Las und las. Überlegte. Glaubte, der Inhaber wolle aufräumen, um Platz für das Neueste vom Neuen zu schaffen. Ich täuschte mich. Wohl bewusst. Ich weigerte mich, zu erkennen, was offensichtlich war: Ein Ort der Begegnung, des Zusammenfindens schräger Sprüche, querer Ideen ging mir verloren.

Meine Boutique war etwas Besonderes gewesen. Das Angebot nicht horrend teuer. Nicht geschneigelt. Eher geschmackvoll-spritzig, modisch-witzig. Und der Inhaber: ein Original.

Er akzeptierte jeden Kunden als Persönlichkeit. Zuckte mit keiner Wimper, als ich zum erstenmal ins Herrengeschäft trat und mich nach Manchesterfuttern für die Beine, nach Baumwollhüllen für die Arme erkun-

digte. Mir wurden Hosen und Hemden vorgelegt, empfohlen – genau für meinen Typ, für meine Grösse. Was ich zu hören bekam, waren, in meinem Urteil, sachliche Argumente, fachlich richtige Auskünfte. Nicht trockene Vorträge oder schmierige Schmeichelreden, sondern von Humor geprägte, eine menschliche Beziehung schaffende Sätze.

Ich freute mich über die ergaterten Artikel, staunte über die unkomplizierte Preisberechnung: Was dem Herrn des Hauses an den Summen zu kleinlich ungerade schien, liess er beim Eintippen in die gigantische, silberverbrämte Kasse einfach weg. Ich bezahlte eine Art Freundschaftspreis und zog hochgemut von dannen.

Bestimmt haben weniger naive Leute die Gesten des Geschäftsmannes als taktische Manöver eingestuft und mit Skepsis beobachtet. Ich war schlicht froh, meine Kleider nicht aus dem anonymen Getümmel eines Supermarktes hieven zu müssen, sondern sie auf Grund persönlicher Beratung erwerben zu dürfen. Aus mir wurde eine engagierte Klientin.

Mit der Zeit lernte ich allerdings auf mich aufpassen, denn die entwaffnende Beredsamkeit des Boutique-Chefs hatte mich gelegentlich dazu verleitet, mehr

Geld als geplant zu investieren. – Typisches Beispiel: die Krawattenepisode.

So, wie andere Frauen nach Perlenketten lechzen, wünsche ich mir hin und wieder eine seidene Halsbinde. Sie zu suchen, trat ich über die Ladenschwelle, hielt nach Zierstücken Ausschau, fand das reiche Gehänge lockender Exemplare, prüfte sie kundig, ergriff die Pseudo-Krönung und streckte sie dem herbeigeilten Ladenhüter unter die Nase. Er schnupperte kurz, nickte und sagte: «Eine treffliche Wahl!» Gleich wollte ich ebenfalls nicken, da erspähte ich das Preisschildchen. «Nein!» rief ich erschrocken. «25 Franken bezahle ich nie für eine Krawatte. Noch bin ich nicht total verrückt!» Der Verkaufsstrategie tat, als verstehe er mich. Kramte in den schmal gearbeiteten Stoffstreifen. Fand, was ihn überzeugte. Lobte die Farbe. Besang die Qualität. Liess mich tasten, staunen – «ich nehme sie!» hauchen. Als es ans Zahlen ging, war mir der Betrag vollkommen gleichgültig. Selbst 36 Franken erschütterten mich nicht; denn der Neid, versicherte mein Ratgeber, der Neid der Männerwelt war mir gewiss ...

Die Eroberung der prächtigsten Lederjacke von Mitteleuropa verlief ganz ähnlich: Zuerst legte

mir der kluge Kaufmann einen samtweichen Lumber um die Schultern, erwähnte beiläufig die Kosten, sah mich schaudern, mimte Erbarmen, hob ein günstiges Modell vom Haken, seufzte: «Leider fühlt sich das Material weniger geschmeidig an.» Ich tastete prüfend, hielt ein Brett in Händen, liess es fallen – und zog die grosse Note aus dem Portemonnaie.

Trotz aller finanziellen Fehlgänge blieb ich objektiv genug, die Schuld nicht dem Verführer zuzuschreiben, sondern meine Schwäche einzugestehen und mich ob der theaterreifen Szenen zu amüsieren.

Jetzt ist mir selbst das leise Lächeln vergangen. Mein Individualist hat kapituliert. Die Konfektionsgiganten, die sich auch in unserer Stadt an allen Ecken breitmachen, fegten ihn vom Platz. Da half dem Trickreichen kein Kniff mehr, nicht einmal die in Jahren ehrlicher Anstrengung geknüpften kameradschaftlichen Bande: «An Kundentreue glaube ich nicht», hatte mir der Realist einst gestanden. Damals hielt ich ihn für einen Zweckpessimisten. Heute erkenne ich in ihm den Seher. Die blanken Papierbahnen vor den Fenstern seines Ladens lassen keine Schönfärbung zu.

Brosamen erwünscht

Wie jeden Mittag überblicke ich zum Kaffeetrinken unser lokales Intelligenzblatt. Dabei nimmt mich für ein paar Augenblicke folgende Photo gefangen: Ein stark von Autos befahrenes Strassenstück, auf der rechten Bildhälfte ein Streifen Grün, darauf ein nicht sichtbar beschädigtes, umgefallenes Velo. Dazu eine kurze Notiz – unfallstatistisch gesehen vermutlich etwas Alltägliches.

Das Ereignis beschäftigt mich eine Weile, denn auch meine Tochter fährt täglich auf einer verkehrsreichen Strasse zur Schule. Sogar mich macht mein vorsintflutlicher Göppel von öffentlichen Verkehrsmitteln und der Familienkutsche bis zu einem gewissen Grad unabhängig. Um ehrlich zu sein: Auch ich bin schon in Situationen geraten, in denen die anderen Verkehrsteilnehmer richtig reagierten, wo ich mehr Glück als Verstand hatte. In diesem Sinn ist die Meldung zur

Kenntnis genommen. – Das Blatt fliegt auf den Haufen.

Wenige Stunden später werde ich ans Telefon gerufen. Mich möchte eine Bekannte aus dem Englischkurs sprechen. Ergriffen berichtet sie, ihre Freundin, Frau X, auch für mich eine Kollegin aus dem Sprachkurs, sei am Morgen an den Folgen eines Unfalls gestorben. – Für alle unbegreiflich, wie der routinierten Velofahrerin auf der ihr vertrauten Strasse diese verhängnisvolle Unachtsamkeit unterlaufen konnte. Auch wenn den Automobilisten keine Schuld trifft, macht das traurige Ereignis bestimmt auch ihm zu schaffen. In den kommenden Wochen wird uns der leere Platz noch an die menschliche Vergänglichkeit erinnern – doch auch Kursteilnehmer sind ersetzbar. Die entsprechende Kolonne in der Unfallstatistik wurde unterdessen sicher pflichtbewusst nachgeführt ...

Resignieren bringt bekanntlich nichts. Die Verkehrsdichte nimmt von Jahr zu Jahr zu. Breitere Strassen und mehr Autobahnen

sind nötig. Vielleicht reicht das Geld sogar für ein paar Kilometer Fahrradwege für das von gewissen Automobilisten abschätzig behandelte «Strassenungeziefer». Vor den letzten Wahlen hörte man auffallend häufig die wohl-

klingenden Worte «umweltfreundlich» und «Lebensqualität». Hoffentlich fallen auch für mehr Sicherheit der umweltbewussten Velofahrer einmal einige Brosamen ab ...

Hanna W.



Sorgen Heruntergekommener

Als heruntergekommener Bündner hat man es nicht leicht. Bündner seien schweigsam, heisst es allgemein, obwohl unsere bekanntesten Bündner recht gut sprechen können. Tatsache ist, dass dieses Ur- oder Vorurteil äusserst bequem ist. Man darf schweigen. Man muss nichts sagen, schliesslich ist man Bündner. Das «Aufs-Maul-Hocken» gehört sozusagen zum Imitsch.

Trotzdem komme ich mir oft etwas ungelenkt vor zwischen all den gesprächigen Unterländern. Etwa in der Theaterpause. Man müsste sich geradezu ein Plakat umhängen mit der Aufschrift «Schweigsame Bündnerin!» Das Problem sehr elegant gelöst habe ich bei Konzerten. Da existiert nämlich eine entfernte Bekannte, die alle Konzerte zu besuchen scheint. Sie weiss auch immer etwas zu erzählen. Ich brauche nur zuzuhören. Ich benötige kein Plakat mit der bewussten Aufschrift mehr, ich bin kein grober Klotz mehr, ich bin plötzlich eine charmante ZuhörerIn, ich muss nur hie und da mit dem Kopf nicken, freundlich blicken und hie und da mhm und ja ja sagen.

Doch es gibt, wie ich herausgefunden habe, noch andere Menschengruppen, bei denen man als schweigsamer Bündner ausgezeichnet aufgehoben ist. Beispielsweise bei den Politikern. Ein Saal voller Politiker, und man ist aller Sorgen und Probleme enthoben! Ein dankbarer Zuhörer ist für Politiker wie geschaffen. Da haben Politiker Gelegenheit zum Üben. Sie können geistreiche Reden halten, ihr Wissen ungestört entfalten, ihre triftigen Argumente für oder wider irgend etwas in aller Ruhe darlegen, vor Publikum, wenn auch nur im Singulär.

Aber auch Journalisten kann ich jedem schweigsamen Bündner nur empfehlen. Auch sie scheinen nicht auf den Mund gefallen zu sein. Auch sie verstehen es, sich gewählt und wohlbedacht und erst noch ausführlich und umständlich auszudrücken. Auch unter Journalisten ist man aller Sorgen enthoben.

Übrigens: Die Bündner sind mir ausserordentlich sympathisch. Bündner unter sich dürfen nämlich auch schweigen. Lange Gesprächspausen wirken überhaupt nicht störend. Man muss keine Leere überbrücken. *Dina*

STALDER

Verpönter Hahnenschrei

In mühevoller Kleinarbeit ist er entstanden, der kleine Ententeich auf der gegenüberliegenden Wiese. Vom Wohnzimmer aus konnten wir beobachten, wie die Kinder in ihrer Freizeit eifrig arbeiteten. Sie schaufelten ein grosses Loch aus, füllten es mit Wasser, bauten einen Unterschlupf, zogen Maschendraht um das Ganze herum und so fort. Endlich war es soweit. Die Freude der Kinder war gross. Vier herzige Entenküken und vier flaumige Bibeli konnten Einzug halten. Täglich wurden sie gefüttert und liebevoll gepflegt. Manches Mal, wenn die Kinder verhindert waren, kam die Mutter zweier Mädchen und versorgte die Tiere. Mein kleiner Sohn und ich standen oft am Fenster und sahen, wie Enten und Bibeli heranwachsen und ihr Federkleid bekamen. Inzwischen sind es stattliche, schwarzweiss gefleckte Enten und stolze, langbeinige Gockel geworden. Leider hat nun deren frühmorgendliches Güggeriggüü Missfallen erregt.

Eines Tages machte eine Nachbarin aus dem Nebenhaus die Runde und fragte, ob uns das nächtliche Krähen nicht auch störe. Uns störte es nicht, ganz im Gegenteil.

Viele Gesinnungsgenossen schienen die Frau nicht zu finden. Der Dorfpolizist, an den sie sich daraufhin wandte, verfügte, dass die Gockel nachts eingesperrt werden müssten, was auch geschah. Doch nicht genug damit! Schliesslich musste eigens ein Verwaltungsangestellter der Wohnungsgenossenschaft erscheinen, um zu bestimmen, dass die Hähne weggegeben werden mussten. – Und das auf dem Land!

Jetzt haben die Tiere glücklicherweise ein gutes Plätzchen gefunden und die Kinder zum Trost zwei hübsche Hühner erhalten. Aber natürlich sind sie traurig über diesen Entscheid. Und ich mit ihnen. Da haben sie mit viel Zeitaufwand liebevoll diese Jungen aufgezogen, und dann mussten sie sie fortgeben, wegen eines bisschens Güggeriggüü!

Übrigens: Die Kühe durften im Herbst nachts ihre Glocken nicht mehr bimmeln lassen, weil besagte Nachbarin ...

Da sagt und schimpft man immer, die heutigen Jugendlichen wüssten mit ihrer Freizeit nichts Rechtes anzufangen, hätten keine Phantasie mehr usw. Wenn sie dann etwas Gefreutes wie dieses Ententeichlein (das Anziehungspunkt für Kinder und Erwachsene geworden war) zustande bringen, sind es Erwachsene, die

ihnen den Spass verderben. Da die Nachbarin selbst zwei Kinder hat, verstehe ich ihre unfreundliche Haltung nicht. – Begreift sie jemand? *Monika*

Was fehlt?

Das ist hier nicht die Frage! Dass etwas fehlt, bezweifelt selbst der Slogan nicht, der sagt, Chemie sei nicht alles, aber fast alles sei Chemie. – Ein ungeheuer eindrücklicher Werbespruch! Seine brillante Mischung von Profit anstrebender, aber milder Suggestion und Wahrheit ist bestechend. Doch nicht überzeugend in dem Sinne, den die Auftraggeber honorieren. Im gleichen Masse, in dem unsere Abneigung gegen Chemikalien wächst, bemüht sich die Chemieindustrie um ein sanftes Gesicht. Es gibt immer weniger Spots einzelner Konzerne; dafür wird um so mehr mit dem Begriff «Chemie» operiert. Und, was viel bedenklicher ist: Sie bietet sich dabei als eine Art von Bewahrer unserer Welt, als Beschützer unseres Lebens an. Dass das heutzutage zum Teil nicht zu bestreiten ist, liegt an dem Teufelskreis, in den uns die segensreiche Chemie, oder deren Missbrauch, gebracht hat.

Nein, ich bin nicht gegen die Werbung. Ich bin auch nicht gegen die Chemie. Wenn Leute glauben, nicht ohne spiegelnde Badezimmerplättli oder noch wohligeres Grün und Gelb auskommen zu können, braucht es gewitzte Fachleute, die ihnen diese und andere Bedürfnisse bestätigen; schliesslich lässt sich nichts besser vermarkten als die Dummheit.

Wenn Dummheit oder Bequemlichkeit daran Schuld trägt, dass wir uns und unseren Lebensraum langsam, aber sicher vergiften, unsere Natur zerstören und unseren Himmel zersprühen, kann sich die Intelligenz der Mitverantwortung nicht entziehen. Wer kauft Chemie, sind die Dummen erst verschwunden?

So verblüffend es ist, dass der Mensch in chemische Substanzen zerlegt werden kann, machen diese doch nicht den ganzen Menschen aus. Das Entscheidende fehlt: Die unmessbare Güte und Herzlichkeit, die Liebe und Hinwendung zum Nächsten – und das Gefühl, das unsere Sinne wachhält für unsere Lebensfähigkeit.

Nein, Chemie ist nicht alles; nicht einmal fast alles.

Marianne Ludwig

Liebe Marianne
Chemie kaufen, zum Beispiel, auch die Kranken. – Dies nur zur Erinnerung... *Ilse*

Verschlossen

Ich war in der Waschküche beschäftigt, als an deren Fenster ein Schatten vorüberhuschte. Vor der Haustür stand eine Nachbarin. Sie habe sich aus ihrer Wohnung gesperrt, ob wir wohl eine geeignete Leiter hätten. Der in ihrem Hause wohnende Spanier habe sich zuvor vergeblich bemüht, ein Fenster im ersten Stock zu erreichen. Wir winkten ihm, und mit grossem Eifer schleppte er unsere Leiter zum Nachbarn. Glücklicherweise stand ein Löffterli am heimeligen alten Riegelhaus offen. Diesmal klappte es!

Im Nu gelang es dem Gastarbeiter, das Fenster zu öffnen, einzusteigen und die Tür zu entriegeln. Mit Lob und grosser Freude wurde er von den Draussenstehenden empfangen. Ein zufriedenes, beglückendes Lächeln erhellte sein sonst meistens bedrückt wirkendes Gesicht.

Wir unterhielten uns noch eine Weile, dann konnte unser Chummerzhülfe seine etwas verzögerte Auslandsreise antreten.

Zufrieden kehrte ich an meine Arbeit zurück. Eine verschlossene Tür hat uns – nach Jahren eher flüchtiger Nachbarschaft – ein wenig nähergebracht.

Martha Kuert



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein **ova**-Produkt